

Jean qui rit, Russhmen



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.

Ein See-Idyll.



Man badet schön in jeder Weise,
Am schönsten im Familienkreise.

Die Vegetarier der Liebe.

(Ein Interview.)

Mitgeteilt von Fritz von Dresden.

Paris ist die Stadt der Gegensätze und wer des Nachts über den Boulevard flanirt, dem kann es leicht geschehen, daß sich ihm eine junge, dicke Dame als Begleiterin anbietet und daß einige Minuten später irgend ein Kolporteur seinen Weg kreuzt, um ihm einen neuen Roman aus der „psychologischen“ Schule anzubieten. Ein größerer Abstand ist aber kaum denkbar, als zwischen einer solchen Nachtwandlerin und einem der in gewissen Pariser Kreisen jetzt sehr beliebten psychologischen Romane. Hier die verkörperte Genußsucht, dort die ideale Entfagung, hier die tolle Wildheit, dort die rührende Genügsamkeit, hier Champagner, dort Zuckerwasser, hier die schrankenlose Polygamie, dort die Einsamkeit bis zur äußersten Nichtbeachtung des eigenen Ich, hier die hungrigen Fleischfresser der Wollust, dort die Vegetarier der Liebe.

Den Fremden, der nach Paris kommt, um hier Leben und Lieben kennen zu lernen, berührt die neueste Richtung der französischen Romanliteratur geradezu widerlich. Man reißt doch nicht nach Paris, um Damen kennen zu lernen, die selbst vor einem Kuß zurückschrecken und denen der Vegetarismus derart in die Glieder gefahren ist, daß sie weder Fleisch haben, noch haben wollen. Bei solchen Vegetarierinnen danken wir — ich spreche hoffentlich hier im Namen aller meiner Leser — höflichst für's Obst. Dazu kommt noch, daß auch die Helden in den neuen psychologischen Romanen eine unbegreifliche Schwärmerei zur Schau tragen; sie meiden jede körperliche Berührung mit Frauen, sie scheinen Angst vor ihnen zu hegen und in dem deutschen Leser erwacht oft der Gedanke, daß diese sauberen Helden in ihrer Jugend arge Sünder gewesen sein müssen, Sünder, welchen man zur Strafe die Hände in Gypsverbände legen sollte. Diese Helden lieben nur platonisch, sie verlangen und wünschen nichts von ihren Freundinnen und sie sind am glücklichsten, wenn sie am unglücklichsten lieben.

Ich bilde mir ein, Paris und die Pariser zu kennen, aber diesen Zwiespalt in ihrer Natur, die höchste Sinnlichkeit auf der einen und die höchste Unsinnlichkeit auf der anderen Seite, konnte ich mir nicht erklären. Deshalb entschloß ich mich, das Haupt der psychologischen Schule aufzusuchen, um von ihm zu erfahren, von welchen Beweggründen diese Neuplatoniker des französischen Romans geleitet werden. Ich fand den „Meister“ beim Frühstück. Er trank ein Glas saure Milch und aß dazu eine Wassersemmel. Das sagt genug. Doch er sagte noch mehr, als ich ihm meine Fragen vorlegte, ja er enthüllte vor mir sein ganzes Programm.

„Unser Jahrhundert,“ rief er, „ist so entartet, daß junge Pensionatsfräulein ihren Cousins unter dem Tische die Hände drücken oder gar mit den Füßen Berührungspunkte suchen. Auch Wittwen (die doch füglich der sinnlichen Liebe entfagen sollten) gibt es, die sich gern von Kanonieren trösten lassen. Aber all' die Frauen und Männer, die so thöricht sind zu wähnen, daß ein Kuß oder eine Umarmung wirklichen Genuß bereiten, sie sind zu beklagen. Was ist ein Kuß?“

„Das Hors d'oeuvre beim Festmahl der Liebe!“ bemerkte ich.

„Sie irren,“ gab er zurück; „der Kuß ist ein schallender Saugversuch der Lippen. Und was fangen Sie, wenn Sie ein schönes Mädchen küssen? Gar nichts! Es kann daher nichts Albernerees geben, als einen Kuß. Halt, eine Umarmung ist noch dümmere, denn diese ist eine zwecklose Bewegung der Arme und es kann Ihnen leicht geschehen, daß Sie sich die Kleider ruinieren, wenn Sie Jemanden an sich pressen.“

„Pardon, lieber Meister,“ warf ich ein, „man muß ja bei der Umarmung nicht angekleidet sein und es ist . . .“

„Das Blödeste,“ erklärte er. „Ich begreife — offen gestanden — nicht, wie man jene Widerwärtigkeiten und Häßlichkeiten, jene Düste und Dünste, welche mit einer solchen bloßen Umarmung verbunden sind, mit in den Kauf nehmen kann. Und die Ermattung, der Unmuth, der Neger, sobald die Umarmung vorüber ist, nicht zu reden von der nervösen Aufregung, welche immer ein kaltes Bad nothwendig macht. Ach, schämen Sie sich, daß Sie ein Wort zu Gunsten dieser thierischen Brunst einzulegen wagen.“

„Erlauben Sie mir, mein Herr . . .“

„Ich erlaube gar nichts . . .“

„So sagen Sie mir doch wenigstens, welchen Genuß Sie und die anderen Vegetarier der Liebe in der Liebe finden?“

„Welchen Genuß? Eben der Umstand, daß wir keinen Genuß haben, ist unser Genuß, und die Thatsache, daß wir keine Wollust kennen, unsere Wollust . . .“

„Sie lieben demnach nicht?“

„Jeder Mensch liebt.“

„Die Skopzen ausgenommen.“

„Ich verbitte mir jede Beleidigung!“ schrie der Meister; „wir Psychologen sind Männer ohne Fehl und Makel, aber wir lieben nicht mit dem Körper, sondern mit der Seele, nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Geiste. Wir lieben keusch und rein, wir träumen . . .“

„Das ist sehr ungesund,“ bemerkte ich jetzt naiv.

„Legen Sie meine Worte nicht falsch aus,“ herrschte er mich an, „denn wenn wir träumen, so träumen wir nur in Gedanken. Unser Gehirn phantastirt, nicht unser Körper. Wir lieben rein und keusch wie Kinder, empfinden süß und zart wie Jungfrauen und sind glücklich und selig wie Mütter. Für uns existiren all' jene schrecklichen Aufregungen, die dem sogenannten „Genuß“ vorhergehen, ebensowenig, wie jene trostlosen Abspannungen, welche diesem „Genuß“ folgen. Für uns gibt es keinen Rausch und keinen Ragenjammer, keine Glühitze und keine Eiseskälte. Wir leben in höheren Sphären, in welchen stets dieselbe milde Temperatur herrscht, und zu uns dringt weder das bestialische Kreischen der Bacchantinen, noch das verliebte Stöhnen der sündigen Jungfräulein, weder das Geheul der unerfüllten Don Juans, noch das Girren der verliebten Dandies . . . Wir lieben rein und keusch, wir lieben . . .“

„Was lieben Sie denn?“ fragte ich ein wenig ungestüm.

„Wir lieben nicht die Weiber mit sinnlichen Blicken, breiten Hüften und vollem Busen, auch nicht die Frauen mit nassen Augen, dünnen Taillen und schlanken Gliedern, sondern wir lieben jene Wesen, welche wie ein Lusthauch erscheinen und verschwinden, die einem flüchtigen Duft, einem leisen Ton gleichen. Wir lieben den Geist, den Aether, das All und das Nichts.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ warf ich ein.

„Sie werden mich sofort begreifen,“ war seine Antwort. Er öffnete einen Schreibtisch und entnahm demselben ein Manuskript. „Hier sind meine neuesten psychologischen Lieder,“ sagte er; „ich werde Ihnen einige derselben vorlesen und Sie werden mich dann verstehen.“

Hierauf las er:

An die Unbekannte.

Sie wissen's, die ewigen Musen,
Wie sehr ich Dich liebe, mein Schatz;
Die lag ich an Deinem Busen,
Begehrte auch nie diesen Plaz.
Sie wissen's, die herrlichen Götter,
Wie freu ich ergeben Dir bin,
Und selbst die infamen Spötter,
Sie wissen, Du liegst mir im Sinn.
Ich liebe Dich bis an mein Ende,
Obwohl ich Dich niemals geküßt,
Dir niemals gedrückt die Hände
Und niemals die Füße — geküßt.
Ich schau' Dich einst auf der Treppe,
Du kehrst den Rücken mir zu . . .
Ich sah wohl nur Deine Schleppe,
Doch liebte ich Dich gleich im Nu.
Und Du bist seither mein Gedanke,
Am Tage sowohl, wie bei Nacht;
Ich sah Dich nur einmal! — Danke,
Du hast mich so glücklich gemacht!

Wahre Liebe.

Du kamst zu mir bei Nacht und Wexer
Und sprachst: „Hier bin ich, nimm mich hin.“
Ich rief: „D' hörk's, Ihr guten Götter,
Wie sehr geliebt ich nunmehr bin!“
Du bleibst bei mir der Stunden viele
Und wurdest böß und ärgerlich;
Und zürnst: „Was sind das für Gefühle?
Was ist denn das für Liebe? Sprich!“
D'rauf sag' ich stolz: „Die Lieb' ist edel
Nur dann, wenn sie von Wollust rein;
Und liebst Du wahr mich, gutes Mädel,
So laß mich sofort allein.“

Höchstes Glück.

Ach, könnt' ich nur in schönen Bildern
Mein ganzes Wonneglück hier schildern.
Sie schrieb mir heut': sie liebe mich
Im Geiste wahrhaft, inniglich,
So sehr, daß ihr an geist'ger Liebe
Auch nicht ein Tröpfchen übrig bliebe.
Was sie an Körperliebe hat,
Genießt ein kräftiger Soldat,
Iedoch ihr Geist ist nur für mich —
Wer ist so glücklich noch wie ich?

„Verstehen Sie mich jetzt?“ fragte der psychologische Romancier, als er mir diese Gedichte vorgelesen hatte.

„Vollkommen,“ antwortete ich und machte mich auf den Weg, um als Befehlter die Theilung der Arbeit in der Liebe zu propagiren. Den Geist überlasse ich von nun ab recht gern den psychologischen Meistern und ich begnüge mich mit dem Leib. Den Spinat widme ich den psychologischen Lehrbuben und ich halte mich an das Fleisch.

Paris, im Heumonaf, dem Wonnemonaf der Vegetarier.

Kleine Bosheiten.

Die Ehe ist ein Krieg; die glücklichste Ehe nur ein bewaffneter Friede.

*

Heilige gibt es nur im Himmel und in den Kalendern.

*

Wo die Langeweile beginnt, da endet die Weibetreue.

*

Eine Frau verschenkt ihr Herz niemals ganz; sie leiht es höchstens aus.

*

Wenn eine Frau eine Liebe erwidern will, findet sie dieselbe niemals zu anspruchsvoll.

*

Schöne Frauen geben ihre Liebe als eine Günst, häßliche empfangen sie mit Dank.

*

Das Weib hat nicht bloß von der verbotenen Frucht gekostet, sondern der Schlange auch die Kunst der Verführung abgelernt.

*

Wenn eine Frau zwei Wege vor sich hat, einen guten und einen schlechten, dann wird sie denjenigen wählen, für den sie zuerst einen Reisegefährten findet.

*

Die zwei kleinen Hügel, welche den weiblichen Busen bilden, sind dem Himmel näher, als das Himalaya-Gebirge.

**Ernst's
Schmurbart.**

Humoreske
von
Carols Brio.



Ernst Weisenbach gefiel sicherlich der kleinen Susanne; er war groß, gut gebaut, lebenswürdig in seinem Benehmen . . . und dennoch . . .

Um ein wirklicher Ehemann zu sein, dazu fehlte Ernst — ein Schmurbart.

Sie lachen, meine Herrschaften, aber Susanne wußte was sie wußte. Man befrage nur ihre Freundinnen.

Jetzchen hat einen Garde-Lieutenant geheirathet; diese ist die glücklichste kleine Frau; in zwei Jahren bekam sie drei Kinder, lauter ferme Jungen. Lucie hingegen hat einen Notar zum Manne, einen vom Scheitel bis zur Zehe rasirten Herrn. Ach, die arme Lucie! . . . Kurz: Susanne wußte was sie wußte. Nein! . . . niemals! . . . Es war sehr be-

dauerlich, aber in einem so wichtigen Punkte war an ein Nachgeben nicht zu denken.

Susannens Eltern, Herr und Frau Tepper waren in heller Verzweiflung. Wo werden sie einen solchen Schwiegersohn finden? Er war von sanfter Gemüthsart, in guten Verhältnissen, Staatsanwalts-Substitut und — Dichter. Jawohl, Dichter! Denn er hatte einen Band Gedichte verbrochen, welcher den nicht ungewöhnlichen, aber doch schön klingenden Titel „Vergißmich“ führte. Ueberdies hatte er eine große Arbeit über die Ausmerzung der Sozial-Demokratie verfaßt, welche fast einen Preis davontrug.

Wie konnte das Kind eine solche Partie zurückweisen?

— Ich hab's! rief Herr Tepper. Herr Weissenbach ist kein Walzertänzer und Susanne . . .

— Ei geh! Du bist von Sinnen!

— Oh, die Mädchen sind sehr leichtfertig! Sie beurtheilen einen Mann je nachdem er Tänzer ist und für Viele ist die Ehe nichts als ein langer Cotillon.

Nachdem er diesen weisen Satz gesprochen, ließ Herr Tepper seine Tochter kommen.

— Sage mir, Mädchen, mißfällt Dir Herr Weissenbach?

— Ja, Papa.

— Er hat eine glänzende Zukunft.

— Ja, Mama.

— Vortreffliche Verbindungen.

— Ja, Papa.

— Ja, Papa; ja, Mama! Also sag' uns dann, weshalb . . .

Da erklärte denn Susanne ohne Zögern, daß Herrn Ernst Weissenbach sehr wesentliche Dinge mangeln, um ein guter Ehemann zu sein.

— Ah! ah!

— Jawohl: er hat keinen Schnurbart.

*

Herr Ernst Weissenbach war Staatsanwalts-Substitut in einer kleinen Kreisstadt, wo er sich zu Tode gelangweilt hätte, wenn er nicht das Billard und die Frau seines Vorgesetzten gehabt hätte.

Als er von der seltsamen Einwendung Kenntniß erlangte, welche Susanne machte, schlug er die Hände zusammen und rief in komischer Verzweiflung:

— O tempora, o mores! — Die Kleine ist etwas einfältig, setzte er im Stillen hinzu, aber ich werde sie schon leiten.

Ja, aber der Schnurbart!

Eine Verordnung des neuen Justiz-Ministers verbot sämtlichen Richtern und Staatsanwälten das Tragen von Schnurbärten. Mein Gott, was war da zu thun? Wie, wenn er es mit einem Backenbart versuchen würde? Der Backenbart war erlaubt; der Backenbart ist vornehm, diplomatisch. Er ließ sich denn einen Backenbart wachsen und präsentirte sich so im Hause Tepper.



Susanne verzog das Gesicht. Ist das ein häßlicher Herr! Er glich dem Oberkellner des benachbarten Hôtels.

Schrecklich! er hatte geglaubt, einem Minister ähnlich zu sehen!

Es folgte eine sehr erregte Auseinandersetzung. Susanne erklärte, sie sehe wohl, daß Ernst sie nicht liebe, niemals geliebt habe. Die Mama, Frau Tepper, war auf des Mädchens Seite und zeigte wahre Wolfszähne. „Glücklicherweise ist Susanne ein schönes Mädchen mit einer netten Mitgift,“ sagte sie; „es wird ihr an Bewerbern nicht fehlen.“

Sollte er auf Susanne verzichten? Nein; niemals; lieber verzichtet er auf sein Amt und wird trachten, seine Rechtswissenschaft anderweitig zur Geltung zu bringen und so seiner Susanne ein weiches Liebesnest zu bereiten. Schließlich galt die Liebe doch mehr als der Ruhm, und der Engel, der ihn beglücken würde . . .

Soviel Gefühl, soviel Idealismus rührte das Tepper'sche Ehepaar.

— Sie haben geseht, mein Schwiegersohn, rief der ehemalige Parfumeur; — aber lassen Sie sich erst einen Schnurbart wachsen!

*

Man hatte einen Zeitraum von drei Monaten für nöthig befunden und vereinbart, daß Ernst sich während dieser Uebergangsfrist nicht in der Hauptstadt zeigen sollte.

Das war eine lange Frist. Dank der sträflichen Vermittlung einer Freundin entwickelte sich eine zarte Korrespondenz zwischen den beiden jungen Leuten.

„Der Schnurbart wächst,“ schrieb Ernst an Susanne. „Liebevoll und stolz betrachte ich diese leichten Fäden, welche Ihr Schmetterlingsherz an das meinige knüpfen sollen. Der Schnurbart wird braun sein; ich will, daß er zu Ihren Farben passe . . .“

Darauf erwiderte die liebliche Braut:

„Sie können sich nicht denken, mein Freund, wie wohl Ihr Brief mir gethan hat. Der Schnurbart wächst! Ich sehe nun ein, daß Sie mich lieben“ u. s. w. u. s. w.

Die arme Kleine! Wie glücklich war sie an dem Tage, an welchem er ihr schrieb:

„Ich bin nunmehr Ihrer Liebe würdig, Susanne; der Schnurbart ist fast 20 Centimeter lang. Ich komme mit dem nächsten Zuge.“

Das war ein Fest in der Familie Tepper!

Der ganze Heerbann der Freundinnen wurde aufgeboden. Jette und Lucie harrten mit einem Wohlwollen, in das sich einige Bosheit mengte. Ein Staatsanwalt mit einem Schnurbart: das war ein weißer Hase!

Allein, als Ernst erschien, mußte alles Uebelwollen verstummen. Der Herr Staatsanwalts-Substitut hatte einen Schnurbart, der dem wetterharten Gesichte



eines alten Husaren-Wachtmeisters zur Bierde gereicht haben würde. In drei Monaten!

„O, Macht der Liebe!“ rief Herr Tepper aus, — „du machst die Brillantine zu Schanden!“

Natürlich bekam Ernst Susannen zur Frau und sie hatten viele Kinder . . .

Nur gemacht, lieber Leser!

Ich will Dich mit der Schilderung des Hochzeitstages verschonen; es war eine Hochzeit wie alle Hochzeiten mit vielen einfältigen Toasten beim Champagner und vielen „gepfifferten“ Bemerkungen beim „Schlafengehen“.

Arme Mutter! Wie unruhig pochte ihr Herz, als sie ihr zartes, unschuldiges Kind diesem Schwiegersohn übergab, der als Staatsanwalt gewohnt war, alle Welt so unbarmherzig zu behandeln!

Sei ruhig, gute Frau! Das Verhör wurde sehr sanft geführt und Susanne unterwarf sich willig dem Richterspruch.

Allein siehe! mitten in der Nacht erscholl im bräutlichen Gemach ein jämmerliches Geschrei.

— Zu Hilfe! Licht her! zeterte Susanne aus Leibeskraften.

Irgend ein behaartes Thier hatte sich ins Bett eingeschlichen und fragte sie erbärmlich an all' den wohl gepolsterten Theilen ihres reizenden Körpers, die sie in die Ehe mitgebracht hatte.

Glücklicherweise war Frau Tepper nicht weit. Sie hatte, in den Erinnerungen einer schönen Vergangenheit versunken, in ihrem Schlafzimmer gewacht und eilte auf die Hilferufe ihres Kindes allfogleich herbei.

— Armes Kind! Deine Mutter ist schon da.

Ernst saß im Bett aufrecht, das Gesicht so glattrasirt wie ein Clown. Neben ihm saß Susanne, mit aufgelöstem Haar, völlig verstört, irgend ein haariges, dunkles Ding in der Hand haltend, das schrecklich anzuschauen war.

Frau Tepper kam mit der Kerze näher und die arme, kleine Frau sank vernichtet auf ihr bräutliches Lager zurück.

Was sie in der Hand hielt, war — Ernst's Schnurbart!



aviar = Schnitten.

Nach der Brautnacht.

Eine junge Frau schilderte nach der Hochzeitsnacht ihr Glück einer anderen jungen Frau, die es in diesem Punkte weniger günstig getroffen hat.

— Ach, meine Theure, wenn Du wüßtest, wie er mich liebt! Kein „zum Fressen“ wie man sagt.

— Ach, seufzt die Andere neidisch, — und er gilt für einen starken Esser.

*

Auf der Promenade.

Zu abendlichen Dunkel ergeht sich ein Ehepaar auf der Stadtpromenade. Wie sie vor dem Springbrunnen stehen und das Treiben der Goldfische beobachten, nähert sich ein junger Mann und beginnt der jungen Frau etwas zuzuslüstern.

— Sie können ganz laut sprechen, sagt die Frau; mein Mann ist stocktaub.

*

Verschiedene Säuren.

„Haben Sie auch desinfizirt in der letzten Epidemie?“

„Gewiß, wir haben eisenfaures Schwefeloryd mit Choral-säure angewendet.“

„Um Vergebung, meine Liebe, man sagt nicht Choral-säure, sondern Carambolsäure.“

*

Die kranken Eheleute.

Sie: „O du mein — mir geht's schlecht!“

Er: „Wenn nur der liebe Gott recht bald Eins von uns zu sich nehmen wollte, — ich ginge zu meiner Schwester wohnen.“

*

Moderne Ehe.

„Die Pantoffel, welche ich der Geliebten meines Gatten zu deren Namenstag zu sticken versprach, sind fertig, nun muß ich sie rasch verstecken, sonst glaubt er, daß sie für meinen Husarenrittmeister gehören.“

*

Boshast.

„Morgen heirathe ich, — freue Dich mit mir“, sagte ein Freund zum andern.

„Ich bin nicht schadensroh“, gab Jener zur Antwort.

*

Umschreibung.

Dame: „Wissen Sie nicht, hat Herr K. eine Flamme?“

Herr: „Hu, nu, ich glaube, so ein — Nachtlichtel!“

Nähmaschinen-Poesie.

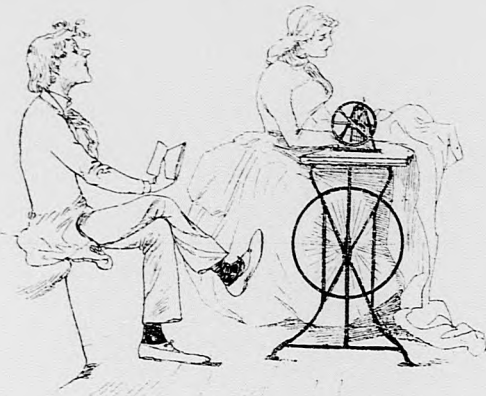
Humoreske von H. Prude.

1.



... erscheint Diana, sie, die stolze Göttin! —

2.



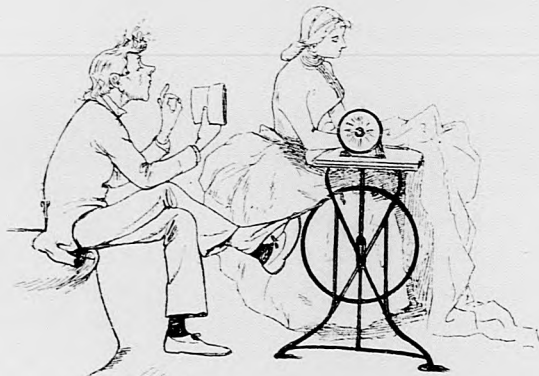
Lieberbrannt, von Leidenschaft betäubet

3.



Narkissos die kühne Hand erstreckt

4.



Und bedeckt mit seinen heißen Küssen

5.



Ihres Kleides Saum, — doch wehe! Plötzlich

6.



Aus der Tiefe seines Innern drängt ...



— Gedenken Sie noch lange die Kur zu gebrauchen, meine schönen Damen?
— Nicht sehr lange; es fehlen uns nur mehr fünf Bäder — um unsere Hotel-Rechnung zu decken.

Das Herz.

(Ein Stückchen Anatomie.)

Ein Professor hält in einer Versammlung weiblicher Studenten einen Vortrag über die inneren Organe des Menschen, insbesondere über den Blutumlauf und die Thätigkeit des Herzens.

Am Schlusse des Vortrags vergleicht er die Funktion des Herzens mit dem Pulsometer der Maschine, und kommt zu der Schlussbetrachtung, daß das Herz eigentlich den Namen „Pumpe“ verdiene.

„Aber, Herr Professor,“ bemerkt eine seiner jugendlichen Zuhörerinnen, „Pumpe“ kann man doch nicht anstatt „Herz“ sagen. Wie würde es sich wohl anhören, wenn ich zu Jemandem sagen würde: „Du kennst meine Pumpe noch lange nicht!“ oder wenn eine junge Dame sagen würde: „Pumpe, meine Pumpe, warum so traurig?“ oder: „Meine Pumpe ist im Hochlande, meine Pumpe ist nicht hier!“

„Nein, Herr Professor,“ rief eine andere junge Dame, man kann doch unmöglich sagen, wie es im Sprichwort heißt: „Ihm ist vor Schreck die Pumpe in die Hose gefallen!“ Oder wenn in einer Eifersuchtszene ein Othello seine Geliebte ersticht, so würde es dann heißen: „Das junge Mädchen wurde von ihrem Geliebten durch einen Stich in ihre Pumpe getödtet!“

„Herr Professor,“ bemerkte eine dritte der Zuhörerinnen, was sollte wohl eine Dame denken, die sich von einem Arzte eines Herzleidens wegen untersuchen läßt und die Antwort erhielt: „Mein Fräulein, an Ihrer Pumpe ist was nicht in Ordnung.“ — Schön würde es auch nicht klingen, wenn ein Herr singen würde: „O, bleibe hier, und geh' nicht fort, an Deiner Pumpe ist der schönste Ort!“ Oder hätte wohl Schiller jemals gesungen: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob Pumpe sich zur Pumpe findet.“

Dem Professor ward von diesen Beispielen angst und bange und er machte sich mit seiner Pumpe schleunigst auf und davon.

Die Probe.

Novelle von Guy de Maupassant.

Herr und Frau Bondel lebten in zufriedener Ehe, wenn gleich es von Zeit zu Zeit ein kleines häusliches Gewitter bei ihnen gab. Man zerankte sich aus nichtiger Ursache und versöhnte sich bald wieder.

Herr Bondel war früher Kaufmann gewesen; in weniger denn zwanzig Jahren hatte Herr Bondel so viel Vermögen erworben, daß er sich von den Geschäften zurückziehen konnte. Er mietete in Saint-Germain einen Pavillon und ließ sich da mit seiner Frau nieder.

Herr Bondel war ein Mann von mittlerem Wuchse, mit gutmüthiger Miene und ergrauemdem Haupthaar; kein starker Geist, aber von jenem nüchternen, gesunden Urtheil, welches den guten Geschäftsman auszeichnet.

Seine Frau besaß vortreffliche Eigenschaften, hatte aber auch ihre Fehler. Sie war von heftigem Naturel, von einem unüberwindlichen Eigensinn und konnte den Leuten einen unauslöschlichen Groll bewahren. Sie war ehemals hübsch; jetzt ist sie dick und roth; immerhin gilt sie aber in Saint-Germain für eine gesunde, etwas „reiche“ Schönheit.

An einem schönen Junimorgen, als sie sich eben zum Frühstückstisch gesetzt hatten, fragte Bondel seine Frau:

— Kennst Du die Leute, die den kleinen, rothen Pavillon am jenseitigen Ende unserer Straße bewohnen?

Frau Bondel, die heute ihren bösen Tag zu haben schien, antwortete:

— Ja und nein; ich kenne sie und will sie nicht kennen.

— Warum denn? . . . Sie haben ein sehr gutes Aussehen. Ich habe den Mann heute Früh auf der Terrasse getroffen und wir sind eine Weile zusammen spazieren gegangen. — Und da Herr Bondel spürte, daß ein Gewitter in der Luft liege, fügte er hinzu: Er war's, der mich zuerst ansprach.

Die Frau warf einen mißvergnügten Blick auf ihn und sagte:

— Du hättest ihm aus dem Wege gehen sollen.

— Aber warum denn?

— Weil über diese Leute allerlei Geschichten in Umlauf sind.

— Was für Geschichten?

— Was für Geschichten? Mein Gott, wie man deren schon macht.

— Du weißt, ich hasse alle Geschichten und Leute, über die man welche in Verkehr setzt, werden mir dadurch allein schon sympathisch. Was aber das genannte Ehepaar betrifft, so gefällt es mir entschieden.

— Vielleicht auch die Frau? fuhr Frau Bondel wüthend auf.

— Mein Gott, ja, auch die Frau, obwohl ich sie kaum noch gesehen habe.

Und der Zank dauerte fort und verbitterte sich immer mehr. Frau Bondel verweigerte hartnäckig zu sagen, welche Art von Geschichten über jene Leute in Umlauf seien. Bondel zuckte geringschäßig die Achseln. Da schrie denn seine Frau endlich:

— Nun wohl: jener Herr ist ein Hahnrei!

Der Gatte erwiderte ohne sonderliche Erregung:

— Ich sehe nicht ein, inwieferne Dies die Ehrenhaftigkeit jenes Mannes berühren kann.

Sie schien ganz verblüfft.

— Wie? Du siehst nicht ein? Das ist zu stark, fürwahr! Aber es ist ja ein öffentlicher Skandal! Der Mann ist als betrogener Gatte geradezu gebrandmarkt!

— Warum nicht gar! Ein Mann soll gebrandmarkt sein, weil man ihn betrügt, verräth, bestiehlt? Die Frau ja, Das gebe ich Dir zu, aber er nicht.

Jetzt ward sie wüthend.

— Er gerade so wie sie! Beide sind gebrandmarkt, es ist eine öffentliche Schmach!

Bondel sagte ganz ruhig:

— Wer kann solche Dinge behaupten, so lange kein Ertappen auf freier That geschehen ist?

Frau Bondel rückte unruhig auf ihrem Sessel hin und her.

— Wer sie behaupten kann? Nun, alle Welt! Der-gleichen sieht man ja ganz klar. Alle Welt weiß es, alle Welt sagt es. Es ist notorisch.

— Man hat schon Vieles für notorisch gehalten, was sich hinterher als falsch herausgestellt hat. Dieser Mann liebt seine Frau; er spricht mit Zärtlichkeit und Verehrung von ihr. Die Sache ist nicht wahr.

— Weiß er es denn, der Schwachkopf? schrie die Frau immer mehr erregt.

Bondel aber bewahrte seine Ruhe.

— Dieser Herr ist nicht dumm, sagte er; ich fand ihn vielmehr sehr klug und scharfsinnig und Du wirst mir nicht glauben machen, daß ein verständiger Mann Dergleichen in seinem Hause nicht sehen würde, da — wie Du behauptest — die Nachbarn außerhalb des Hauses es sehen.

Frau Bondel lachte gezwungen.

— Hahaha! So reden sie Alle! Als ob jemals Einer es entdeckt hätte . . . wenn man sie nicht geradezu mit der Nase darauf stößt . . .

— Nun, ich kann Dir schwören, daß ich, wenn ich betrogen worden wäre, es sogleich gemerkt haben würde. Und ich würde Dir die Lust dazu in einer Weise vertrieben haben, daß Du mehr als einen Arzt gebraucht hättest, um wieder auf die Beine zu kommen.

Roß vor Jorn schrie sie ihm ins Gesicht:

— Du? Du? Du bist ja gerade so dumm wie die Anderen!

Und sie ging lachend aus dem Zimmer.

*

Bondel blieb in recht unbehaglicher Stimmung zurück. Dieses unverschämte, herausfordernde Gelächter brannte ihn wie ein bössartiger Wespenstich.

Nachdenklich verließ er das Haus. Auf der Straße traf er den Nachbar wieder. Sie reichten sich die Hände und begannen zu plaudern. Nachdem sie von Verschiedenem gesprochen hatten, kamen sie auf ihre Frauen zu reden. Der Eine wie der Andere schien über seine Frau irgend etwas Unbestimmtes, Feinliches, Unfassbares auf dem Herzen zu haben.

Der Nachbar sagte: Fürwahr, man möchte manchmal

glauben, daß die Frauen gegen den Gatten eine besondere Feindschaft haben, bloß weil es der Gatte ist. Ich liebe meine Frau und verehere sie; aber manchmal hat es den Anschein, als würde sie den Freunden unseres Hauses mehr Vertrauen und Zuneigung entgegenbringen, als mir.

Bondel dachte sich sogleich: „Es ist so; meine Frau hatte Recht.“ Und als sie sich verließen, fuhr er fort nachzudenken: „Manchmal hat es den Anschein, als würde sie den Freunden unseres Hauses mehr Vertrauen und Zuneigung entgegenbringen als mir.“ So formuliert ein Ehemann seine Wahrnehmungen über die besondere Zuverlässigkeit, welche seine Frau einem andern Manne gegenüber bekennt.

Und seine eigene Frau hatte ihm — Bondel — vorhin zugerufen: „Du? Du bist gerade so dumm wie die Andern.“ Wie thöricht handeln doch die Frauen, daß sie aus purer Prahlerei einen solchen Argwohn im Herzen des Mannes wachrufen!

Er gedachte ihrer früheren Bekanntschaften, um zu prüfen, ob seine Frau jemals einem Manne mehr „Vertrauen und Zuneigung“ bekennt hätte als ihm. Er hatte nie Jemanden verdächtigt, so sehr war er ruhig, vertrauensvoll und ihrer sicher.

Aber doch: sie hatten einen Freund, einen intimen Freund, der während eines Jahres wöchentlich zwei-dreimal bei ihnen speiste. Das war Herr Tancret, der gute, brave Tancret, den er — Bondel — liebte wie einen Bruder und den er zuweilen im Geheimen besuchte, seitdem seine Frau aus irgend einem unbekanntem Grunde sich mit diesem liebenswürdigen Jungen überworfen. Wenn er dann zuweilen des Abends seiner Frau erzählte: „Ich habe den guten Tancret getroffen, er hat sich nach Deinem Wohlbefinden erkundigt“ dann erwiderte sie stets: „Sage dem Herrn, er möge sich mit mir nicht weiter beschäftigen.“ Aus dem gereizten Tone, mit welchem sie Dies sagte, hörte man heraus, daß sie niemals verzeiht. Diesen Tancret zu verdächtigen, wäre fürwahr ein Unsinn!

Aber, warum hatte sie sich mit ihm überworfen? Niemals hatte sie den Grund des Bruches mit Tancret und ihres Widerwillens gegen ihn bestimmt angegeben. Sie zürnte ihm sehr, sehr . . . Sollte es ein Bruch zwischen Liebenden gewesen sein? . . . Nein, nein; Bondel würde durch einen solchen Verdacht nur sich selbst erniedrigen. Ja, gewiß; aber er konnte sich da nicht helfen, er ward den Gedanken nicht wieder los. Gegen eine Idee läßt sich eben nichts thun; sie ist ungreifbar, man kann sie weder verschrecken, noch todt schlagen.

Und da entstand plötzlich ein Plan in ihm, ein so kühner Plan, daß er schier zögerte, ihn auszuführen.

Er wird mit dem nächsten Zug nach Paris fahren, sich zu Tancret begeben und diesen nach Saint-Germain mitbringen, indem er ihm vorspiegeln wird, daß der Groll seiner Frau gewichen sei. Ja, aber welches Gesicht wird seine Frau dazu machen? Welche Scene, welchen Skandal wird das geben? Umso schlimmer für sie! Das wird seine Rache für ihr impertinentes Gelächter sein und wenn er die Beiden so plötzlich einander gegenüberstellen wird, ohne seine Frau vorher zu verständigen, so wird er aus ihren Mienen schon die Wahrheit herauslesen.

*

Er begab sich sogleich zur Bahnstation und reiste mit dem nächsten Zuge ab. In Paris angekommen begab er sich sogleich in die Wohnung Tancret's, den er glücklicherweise zuhause traf.

— Ah, Bondel! welche Freude!

Und Bondel erwiderte nicht ohne Verwirrung:

— Ja, mein Lieber, ich hatte in Paris Mehreres zu besorgen und wollte die Gelegenheit benutzen, Ihnen guten Tag zu sagen.

— Das ist umso freundlicher von Ihnen, als Sie sich seit geraumer Zeit abgewöhnt hatten.

— Mein Gott, man kann sich gewissen Einflüssen nicht entziehen und da meine Frau Ihnen zu grollen schien . . .

— Zu grollen schien? Sie hat mich ganz einfach an die Luft gesetzt.

— Und warum ist Das geschehen? Ich habe den Grund nie erfahren können . . .

— Mein Gott, wegen einer Dummheit! Wir stritten über einen Gegenstand . . .

— Ueber welchen Gegenstand?

— Ueber eine Dame, die Sie vielleicht kennen, über Frau Boutin, eine meiner Freundinnen.

— Ah, wirklich? Nun ich glaube, meine Frau grollt Ihnen nicht mehr; sie hat heute Morgens in sehr freundschaftlichen Worten von Ihnen gesprochen.

Tancret schien dermaßen verblüfft, daß er einige Augenblicke keine Worte fand. Dann sagte er:

— So, sie hat von mir in freundschaftlichen Worten gesprochen . . . Und was weiter?

— Nun, da ich nach Paris kam, glaubte ich Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, wenn ich es Ihnen sage.

— Ja, gewiß.

— Ich hatte sogar eine Idee, eine originelle Idee, sagte Bondel nach einigem Zögern.

— Welche?

— Daß ich Sie zum Diner nach Saint-Germain mitnehme.

Dieser Vorschlag schien den von Natur vorsichtigen Tancret nachdenklich zu machen.

— Oh, Sie glauben? . . . Werden wir uns nicht allerlei Geträtsch aussetzen? . . .

— Nein, nein! . . .

— Nun wohl, fahren wir. Es soll mich nur freuen; denn diese Entzweiung hat mich sehr getränkt.

*

Arm in Arm betraten sie den Pavillon in Saint-Germain. Bondel ließ seinen Freund vorausgehen und folgte ihm in den Salon. „Ist Madame zuhause?“ fragte er eine Magd.

— Ja, gnädiger Herr.

— Bitten Sie sie in meinem Namen, sie möchte sogleich herunterkommen.

Als bald ertönten die wohlbekanntesten, mächtigen Schritte die Treppe herab. Die Thür ging auf und Frau Bondel blieb auf der Thürschwelle stehen, weil sie sehen wollte, was es gäbe, ehe sie eintrat.

Als sie die beiden Männer einander still gegenüber sitzen

sah, erröthete sie heftig, erzitterte am ganzen Leibe und mußte sich an den Thürpfosten lehnen, um nicht zu wanken.

Bleich und verlegen erhob sich jetzt Tancret und indem er seinen Hut zu Boden fallen ließ, stammelte er:

— Ich bin's, Madame; ich habe es gewagt . . . ich war so schwer gekränkt . . . Werden Sie mir endlich verzeihen?

Da ging sie denn, wie von einer plötzlichen Eingebung gedrängt, auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Und als er diese Hände faßte und kräftig drückte, sagte sie mit einer bewegten, zärtlichen, schier verlöschenden Stimme, mit einer Stimme, die ihr Gatte noch gar nie gehört hatte:

— Oh, mein Freund! Welche Freude, Sie wiederzusehen!

Und Bondel, als er Zeuge dieser Scene war, erschauerte am ganzen Leibe, als hätte man ihn in ein eiskaltes Bad getaucht.

Die Matte.

Eine Matte wird sie ewig,
Ewig nicht vergessen,
Darauf sie einst selig, wonnig
Hat mit Kaab gefessen.

Diese Numme, grüne Matte
Weiß die Liebesfreunden,
Die der brave Kaab dort hatte,
Und der Kaabbrauts Leiden.

Ja, die Leiden und die Schmerzen,
Weil der Kaab von dannen
Zog und sie aus freuem Herzen
Nimmer konnt' ihn bannen.

Heute spielt ihr Kaab, der Kleine,
Auf derselben Matte,
Sie doch haucht: „Die schöne, eine
Stunde, die ich hatte!“

Eine Matte wird sie ewig,
Ewig nicht vergessen,
Darauf sie einst selig, wonnig
Hat mit Kaab gefessen.

Max Klose.

Pfingstrose.

(19)

Roman von Armand Silvestre.

Überdies ist Helene, wenn einmal der erste Aerger vorüber, zu klug, um nicht Aldies zu begreifen. Auch sie liebt Rose zärtlich und es wird ihr ein Trost sein, daß ihr eigenes Mißgeschick doch wenigstens das Glück ihres Schützlings begründet. Sie wäre nicht jenes gefühlvolle Weib, das er geliebt hat, wenn sie nicht Beiden verzeihen würde.

Kurz: Maxime, der in dieser Sache sein eigener Advokat war, entwickelte einen wahren Schatz von scharfsinnigen Argumenten. Drei Stunden später war sein Entschluß gefaßt und in der Festigkeit dieses Entschlusses bestätigte ihn das Erscheinen Pfingstrosens im Garten. Er sah sie von seinem Atelier und fand sie ganz träumerisch; ohne Zweifel dachte sie

an ihn. Und er fand sie anbetungswürdig unter ihrem Sonnenschirm, der ihr schönes, jugendliches Haupt beschattete.

Er mußte Helene die Wahrheit sagen. Warum sollte man sich zu einem Leben voll Lüge, Heuchelei und Geheimthuerei verdammen? Er wollte Rose zum Weibe haben und er brauchte daraus vor Niemandem ein Hehl zu machen. Aus Gründen der Schicklichkeit wird er am nächsten Tage Corbeil verlassen, aber die Erklärung muß vorher erfolgen. Wenn nöthig, wird Pfingstrose bis zur Hochzeit wieder ins Kloster gehen. Aber er fürchtete, daß Helenes Thränen, wenn sie ihn auch in seinem Entschlusse nicht wankend machen könnten, ihm doch eine unnütze Aufregung verursachen würden. Darum wird er ihr schreiben; Alles wird er ihr schreiben. Er setzte sich zum Tisch hin und schrieb rasch, wie Einer, der eine peinliche Berrichtung nur schnell erledigen will, seine Beichte nieder, nur einige Zeilen, aber voll Offenheit und Rührung, würdig des ehrlichen Mannes, der er in allen Dingen war. Es mußte geschehen. Rose hatte Niemanden als ihn, während Helene ihren Gatten hat.

— Zu Hilfe! zu Hilfe!

Dieser Schreckensruf ertönte plötzlich im Stiegenhause, und Helene war's, die so rief. Er eilte hinaus. Sie stand verstört, mit flatternden Haaren vor der Thüre des Zimmers ihres Gatten und rang die Hände. Als Maxime erschien, warf sie sich in seine Arme und schrie:

— Zu Hilfe! Mein armer Mann stirbt!

XV.

Und dem war so. Ein Schlagfluß machte dem kostbaren Leben des Staatsmannes Boisrobin ein jähes Ende. In ihm verlor die Kammer einen ihrer überflüssigsten Schwäger und das Land einen seiner schädlichsten Bürger. Wir wollen an seinem Sterbebette nicht lange verweilen. Ueberlassen wir den Sterbenden der Sorge des Abbé, welchen Maxime zu holen sich beehlt hatte. Als Herr Bourichon den Priester in das Haus seines Erzfeindes treten sah, hatte er nur ein unsäglich geringschätziges Lächeln. Das nennt sich einen Demokraten! dieser Jesuit! murmelte er.

Während Boisrobin seine letzten Athemzüge that, warf sich Helene instinktmäßig in die Arme Maxime's, als ob sie sagen wollte: Jetzt bin ich Dein, ganz Dein. Er fühlte dies und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, während er Rose betrachtete, die betend am Fuße des Sterbelagers kniete.

Schreibe sogleich an Gontran, sagte Helene schluchzend zu Pfingstrose.

Rose erhob sich langsam und ohne zu antworten. Sie ließ sich an dem Schreibtische Boisrobins nieder, schob seine parlamentarischen Schriftstücke beiseite und that wie ihr geheißen. Wer vermag zu sagen, warum gewisse, auf den ersten Anschein gleichgiltige Dinge, unser Interesse gefangen nehmen? Maxime fühlte ein geheimes Unbehagen, als er Rose bei dieser Berrichtung sah, wie sie mit ihrer hübschen Schrift gleichmäßige und feine Zeilen zu Papier brachte.

Er war jetzt eine Beute peinlicher Betrachtungen. Helene war nunmehr frei und war allein und Maxime fragte sich, ob sie, nachdem Boisrobin todt, nicht wirklich Rechte auf ihn habe? Sie hatten sich zwanzig Jahre im Geheimen geliebt.

War es nicht natürlich, daß Sie nunmehr fortfahren, sich angesichts der Welt zu lieben und daß er den Platz des Dahingeshiedenen einnehme in diesem Hause, das stets das seinige gewesen? Mit unsäglicher Angst dachte er an Albidés. Er sagte sich, daß der wahre Todte sein eigenes Glück sei, welches mit der Hülle des todten Deputirten ebenfalls ins Grab steigt. Und dieses schöne Mädchen, das er mit allen Kräften seines Lebens liebte, stand da, neben ihm, aufrecht und unempfindlich, gleich einem Grabmal seiner todten Hoffnungen.

Die Ankunft Gontrans brachte einige Abwechslung in das unheimliche Einerlei des Hauses. Wir haben bereits gesehen, welch' ein hübscher Junge der Erbe des Namens Boisrobin geworden. Die Uniform saß ihm vortrefflich und er machte den Eindruck eines tapferen Kriegers, der nichts sehnlicher verlangt, als sein Blut für sein Vaterland zu vergießen.

Er war zu seiner Mutter so zärtlich, als es sich mit seinem Naturel vertrug, und tröstete sie mit fester, sanfter Stimme. Er benahm sich herzlich mit Maxime und freundschaftlich, wenn auch ohne Vertraulichkeit mit Pfiingstrose. Diese hatte ihn seit langer Zeit nicht gesehen, und als er den Kopf wegwandte, betrachtete sie ihn mit jenem tiefen, geheimnißvollen, unergründlichen Blicke, durch welchen Maxime schon so oft gelitten hatte und jetzt mehr litt als je.

Das Leichenbegängniß Boisrobins war ein Ereigniß in Corbeil. Sämmtliche Abgeordneten des Departements waren erschienen, um ihrem todten Kollegen die letzten Ehren zu erweisen. Zur großen Verwunderung der leidtragenden Menge erschien auch Herr Bourichon und nahm unaufgefordert am offenen Grabe das Wort zu folgender Leichenrede:

„Boisrobin, lebewohl! Man schuldet den Lebenden nur die Gerechtigkeit und den Todten nur die Wahrheit. Die Wahrheit über Dich wird kurz sein. Du hast Deinem Vaterlande keinerlei Dienst erwiesen, aber umso mehr Dienste Dir selbst und es muß anerkannt werden, daß Du die Revolution ausgebeutet hast, wie kein Zweiter. Und darum hast Du die Bewunderung Deiner Kollegen erregt, die im Stillen Dich um Dein Talent beneideten. Ruhe sanft, geschickter Mann! Wir werden Dich gewiß nicht wecken, wenn einmal die Stunde der Vergeltung schlägt.

Lebewohl, Boisrobin!“

Gontran zitterte vor Wuth und wollte auf den unverschämten Redner losstürzen. Doch Maxime hielt ihn zurück. Vor Allem müsse die Heiligkeit des Ortes respektirt werden, sagte er. Dieser Greis, dem das Glend den Verstand geraubt, sei seiner Bückigung nicht würdig. Bourichon zündete seine Pfeife an und kehrte triumphirend in sein Kaffeehaus zurück.

Gontran hatte einen achttägigen Urlaub erhalten. Helene hatte Maxime gebeten, Corbeil noch nicht zu verlassen.

Die Hälfte der Woche war noch nicht verflossen, als Maxime bei Rose und Gontran schon eine Wechselströmung der Sympathie wahrnehmen konnte; diese Wahrnehmung machte ihn umso unglücklicher, als er sich Gewissensbisse darüber machen mußte, daß er die Annäherung der jungen Leute mit scheelen Augen sah.

Rose trank gierig die Worte von den Lippen des jungen Mannes, wenn dieser mit einem edlen Feuer in den Blicken

von dem nächsten Kriege sprach und von den großen Hoffnungen, die er im Herzen hegte. Aus diesem Gegenstande schöpfte er eine Beredsamkeit, welche sein verstorbener Vater niemals hatte.

Wann er sie verließ, blieb Pfiingstrose sichtlich träumerisch zurück und ihr Antlitz hellte sich augenscheinlich auf, wenn Gontran mit seinen gleichmäßigen, spornklirrenden Tritten sich ankündigte. Ohne sich kokett mit ihm zu benehmen, war es doch klar, daß sie ihm zu gefallen suchte. Und er, ohne mit ihr galanter zu sein, als sich geziemte, fand Gefallen an ihrer Gesellschaft und ließ es sie merken.

Als sie eines Morgens im Garten spazierten, so nahe bei einander, daß ihre Köpfe sich schier berührten, zeigte Helene auf sie und bemerkte zu Maxime:

— Nicht wahr, sie würden ein schönes Paar bilden?

Dies war ein Dolchstoß durch Maximes Herz. Er beobachtete sie nun genauer und sah Rosenknospen von dem Leibchen Pfiingstrosens in das Knopfloch Gontrans wandern. Das erste Mal, als er diese Wahrnehmung machte, schürte sich ihm das Herz dermaßen zusammen, daß er sich an die Mauer stützen mußte, um in sein Zimmer hinaufzugehen.

Er weinte und fluchte vor Wuth. Dann begann er über die Sache nachzudenken. Woher kam diese seine Entrüstung, diese Wuth? Daher, daß ein junges Mädchen, das ihm Worte gesagt und Liebesjungen gestattet, die es vielleicht gar nicht verstanden, ihm einen jüngeren und schöneren Mann vorzog, jener geheimnißvollen, geheiligten Macht erlag, welche die Jugend unwiderstehlich anzieht? Und mit welchem Rechte wollte er, der lange gelebt, nach dem Reste seines eigenen Daseins das Glück und das Leben eines Wesens bemessen, vor welchem der blüthenreiche Abgrund der Lenzesjahre sich erst aufthat? Er hatte — der arme Narr — davon geträumt, diesen Frühling in seinen Herbst einzuschließen. Allein, die Sonne ließ diesen Traum zerflattern und verurtheilte ihn zum Erwachen. Er fühlte sich durch ein unerbittliches Gesetz überwunden und es kam in dieser Nacht der Ernüchterung und der Bitterniß bei ihm die Vernunft zu Worte. An die Stelle der Entrüstung der ersten Stunden trat eine abgeklärte Trauer und Ergebung. Fahret hin, ihr lieblichen Träume! Rose wird das weiße Kleid, den langen Brautschleier und den Myrthenkranz anlegen, aber ein Anderer wird ihr den Kranz vom Haupte nehmen. Mit entschlossener Geberde trocknete er sich die Augen und schöpfte gerade aus dem Stolge seines großen Schmerzes den Muth, denselben für immer in seiner Brust zu verschließen.

Als Rose am Morgen kam, um ihm „guten Tag“ zu sagen, schob er sie sanft von sich und sagte:

— Warum hast Du mir gelogen?

Und in diesen Worten zitterten seine letzten Thränen nach. Sie betrachtete ihn erstaunt, erröthete und ging hinaus, ohne ihm zu antworten.

Am Abend vor Gontrans Abreise legte Helene Rosens Hand in diejenige ihres Sohnes und da die jungen Leute zu sehr bewegt waren, um sie zu hören, sagte sie leise zu Maxime:

— Nicht wahr: es ist gut, wenn man sich immer geliebt hat?

— Es ist wahr, flüsterte Maxime; zu lieben aufhören, heißt zu leben aufhören.

Und er küßte ihre Hand, damit durch ihn wenigstens eine Andere glücklich sei.

Am folgenden Tage verließ auch er Corbeil und kehrte nach der Hauptstadt zurück.

Als er eines Tages die Leere seines Herzens auf dem Boulevard spazieren führte, weil er den Muth zur Arbeit noch nicht wiedergefunden hatte, traf er Tankred Ratin, der ohne Groll ihn vertraulich beim Arme nahm.

— Armer Boisrobin! sagte er; er war ein recht unangenehmer Patron. Nichtsdestoweniger fühle ich Gewissensbisse darüber, einer der Urheber seines Todes gewesen zu sein, indem ich seinen Erzfeind Bourichon angelte und dadurch so gewaltig gegen Jenen aufbrachte. Vergebens meldete ich mich als Schuldigen, er wollte nichts von mir wissen und blieb dabei, daß sein politischer Widersacher es gewesen, der ihn geangelt hatte.

— Armer Boisrobin! wiederholte Maxime mechanisch. Seine Gedanken waren anderwärts.

Doch Tankred Ratin zog ihn lebhaft am Ärmel, wie um ihn aus seiner Träumerei zu erwecken und rief:

— Es gibt denn doch Leute, mit welchen man durchaus kein Glück hat!

Und als Maxime ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort:

— Laß uns einen Augenblick vor diesem Café niederlassen; ich habe Dir ein Bekenntniß abzulegen. Erinnerst Du Dich noch an die Zeit, da wir mit einander entzweit waren? Es ist an die zwanzig Jahre her.

— Ach, ich hatte längst daran vergessen; es war ein kindischer Atelier-Streit. Warum Erinnerst Du mich daran?

— Weil Boisrobin, von dem wir soeben gesprochen, in die Sache mitverwickelt war und ich ihm schon damals einen bösen Streich gespielt habe. Es war der letzte meiner schlimmen Streiche und der einzige, den ich bereue, so daß ich ihn nicht länger auf meinem Gewissen lasten lassen will. Pfingstrose . . .

Maxime fuhr zusammen, aber Ratin, der zu Boden schaute, merkte dies nicht. Er gab seinem Sage plötzlich eine andere Form und fuhr fort:

— Hast Du Dich niemals gefragt, wie Pfingstrose in das Haus des Sachwalters Boisrobin gelangt sei? Ihr seid nicht sehr neugierige Leute, das muß man sagen! Du hättest mich längst mit Ohrfeigen traktiren sollen!

— Wie? Du hättest . . .

— Jawohl, ich. Man wußte im Atelier, daß Du der Liebhaber der Frau eines Sachwalters in Corbeil seist. Erinnerst Du Dich noch unseres Kameraden Antoine?

— Antoine Ledru? Von ihm habt Ihr es erfahren?

— Nein, aber eines Tages beerbte Antoine eine Tante und wir verzehrten in sehr lustiger Stimmung seine Erbschaft im Atelier. Wir waren greulich beduselt. Des Tags vorher war Irma, die Modellstecherin, deren Du Dich wohl noch Erinnerst, nach England durchgegangen und hatte ein kleines Mädchen zurückgelassen, welchem sie kurz vorher das Leben

gegeben hatte. Wir zogen nun insgesammt singend und jubelnd nach dem Asyl für gesunde Kinder, um Irma's Kleine dahin zu bringen. Da stoße ich plötzlich an einen weiß gekleideten Küchenjungen, der einen riesigen Korb auf dem Kopfe trug. Der Bursche wird grob, beschimpft mich und da er sieht, daß wir in der Uebermacht sind, nimmt er Reißaus und läßt seinen Korb zurück.

Es war ein großer Korb voll mit Epwaaeren. Er trug die Firma Chevet & Cie und ich kann sagen, daß wir niemals köstlichere Dinge gegessen haben, als jene, welche dieser Korb enthielt. Das Uebrige wirst Du wohl schon errathen haben. Kaum lasen wir auf der Adresse, daß die Sendung für Herrn Boisrobin, Sachwalter in Corbeil bestimmt sei, da rief der ganze Chorus:

— Das ist ohne Zweifel der Mann der Freundin unseres Kameraden Maxime Aubry!

Und da war ich es, der ich als rechter Dummkopf unter dem Beifallsgebrüll der berauschten Gesellschaft das in eine Wiege verwandelte Colli nach Corbeil expedirte. Als wir uns später versöhnten, Maxime wagte ich nicht, Dir von der Sache zu erzählen. Auch dachte ich mir: „Das Kind ist gut aufgehoben wo es ist und die Vorsehung hat da ihre Sache gut gemacht.“ Verzeihst Du mir, Maxime?

— Was sollte ich Dir denn zu verzeihen haben? fragte Aubry in gleichgiltigem Tone.

— Nun, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß Du Rosens halber littest . . .

— Schweig, schweig, mein Freund! unterbrach ihn Maxime. Du weißt ja, daß ich stets nur Frau Boisrobin geliebt habe.

Und er wandte den Kopf weg, damit der Andere seine Thränen nicht sehe.

E n d e.

Im Mondschein.

Im Mondschein war's, am Wiesengrund,
Wo alte Weiden steh'n,
Da hab' ich Dich zum letzten Mal'
Gesprochen und geseh'n.

Da, wo die Wiesenblumen steh'n,
Wir saßen eng vereint —
Wie hast Du da, mein gutes Lieb,
So sehr, so sehr geweint.

Ist litz ich und sinne ich,
Und denk', o Liebchen, Dein,
Gar süß ist die Erinnerung,
Sie schmeckt wie alter Wein.

Du warst, mein Kind, so liebevoll,
So holden Angesichts,
Du warst so lebenswürdig dumm,
Wußtest von Geld noch nichts.

Senecca

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest (Hartich-Bazar.)